

Björn Hayer

Universität Koblenz-Landau (Koblenz, Germany)

E-Mail: hayer@uni-landau.de

Insulare Transzendenzen Die Robinsonade als Genre im Spagat: Isolationismen zwischen Utopie, Anti-Utopie und Persiflage

**Insular Transcendences Managing the Balancing Act of the Robinsonade as a Genre:
Isolationisms between Utopia, Dystopia and Persiflage**

(ABSTRACT ENGLISH)

The Robinsonade's genre-specific isolationism manifests a possibility space of social-utopian provenance. Ideal social constructions can be simulated in the experimental microcosm. In the center of the diachronic exegesis, that comprise positions from the 18th to the 21st century, the male and female Robinson-figures stand as mankind Representatives. They serve as a many-facetted projection of political and social issues und crises of various eras (The European Enlightenment, colonialism, modernism, the Cold War, postmodernism) in which the cultural-pessimistic and -optimistic contrasts open the horizon of possibilities of space and time.

To understand the different lines of development of the genre and its visionary concept, aspects of Gender and various human-nature-relationships are included in the analysis. By portraying the utopist dimensions from true motifs of longing to dystopia and persiflage, the contribution attempts to elicit a reasonable formation of categories. It is the aim of this article to elaborate the respective distinctive features and demarcation paradigms.

This concerns the following works: Daniel Defoe's "Robinson Crusoe", Joachim Heinrich Campe's "Robinson der Jüngere", Gerhard Hauptmann's "Die Insel der Großen Mutter oder das Wunder von île des Dames", Friedrich Dürrenmatt's "Das Unternehmen der Wega", Marlen Haushofer's "Die Wand" and Christan Kracht's "Imperium".

Keywords: Robinsonade, Island motif, Utopia, Dystopia, Persiflage, Human-nature-relationship, Gender, Projection of political History

Die utopische Grundierung der Robinsonade

Jede Utopie wird aus einer Mangelerscheinung geboren. Als Sehnsuchtsträgerin versteht sie sich als Kind von Krisen und Missständen einer jeweiligen Epoche. (vgl. Schölderle 2012: 7). Um sie zu überwinden, erdenken sich die Menschen den aus dem griechischen hergeleiteten Nicht-Ort Utopia (vgl. ebd.: 11). Er kann sowohl in zeitlicher als auch geografischer Ferne liegen. Wenden wir uns dem Inselmotiv zu, kommt die zweite Variante zum Tragen. Welches Territorium wäre dafür wohl geeigneter als jenes einsame Eiland, auf das es den englischen Lebemann Robinson Crusoe aus Daniel Defoes gleichnamigen Roman von 1719 verschlägt? Seit der Veröffentlichung dieses Klassikers der Abenteuerliteratur entwickelte sich eine bis heute andauernde Rezeptionsgeschichte, die sogar ein eigenes Genre, das der Robinsonade, begründete. Man versteht sie als „eine mehr oder weniger kunstvoll komponierte Erzählung, die uns die Erlebnisse von einer Person oder mehreren in insularischer Abgeschlossenheit, d. h. “von der menschlichen

Gesellschaft und ihren Zivilisationsmitteln isolierter Lage, als Hauptmotiv oder doch als größere Episode vorführt“ (Ullrich 1924: 82). In ihrem Variationsreichtum spiegeln sich Hoffnungen und Befürchtungen, Heilsversprechungen und Abgründe unterschiedlichster Epochen, was auch in der Forschung immer wieder die Frage nach dem utopischen Gehalt dieser Motivtradition aufgeworfen hat. Wie der hiesige Beitrag zu eruieren sucht, erscheint – bezogen auf die gesamte Diachronie des Robinsonnarrativs – eine Kategorisierung sinnvoll, welche der visionären Ausrichtung in ihrer Pluralität gerecht wird.

Ausgehend von der politischen respektive utopischen Grundanlage in Defoes ‚Ur- oder Gründungserzählung‘ sollen im Folgenden drei Einordnungsvorschläge erprobt und vorgeschlagen werden: Robinsonade als 1. Utopie im Sinne einer ‚Idealstaats-Schilderung‘ (Schölderle 2012: 45), 2. als vornehmlich im 20. Jahrhundert situierte Dystopie und 3. als Persiflage der Utopie. Der Fokus gilt dabei jeweils exemplarischen Stationen der Genregenease sowie den damit verbundenen realgesellschaftlichen Hintergründen.

Vom sozialen Mikrokosmos zur idealen Gemeinschaft: Robinsonade als Gesellschaftsutopie

Daniel Defoes kanonischer Roman berichtet von der Evolution eines anfangs unreifen Jünglings zu einem verantwortungsbewussten Landherren und Gärtner der Schöpfung. Nachdem es Robinson auf eine verlassene Südseeinsel verschlägt, bricht für ihn der Ernst des basalen Lebens an. Mit begrenzten Hilfsinstrumenten, die er größtenteils einem Schiffswrack entnimmt, ist er gezwungen, sich den Bedingungen der Wildnis zu stellen, indem er sich eine sichere Unterkunft herrichtet und Möglichkeiten zur Nahrungsproduktion erschließt. „Ein kapitalistischer Abenteurer also, der sich zum arbeitsamen Herrn entwickelt“ (Moretti 2014: 55). So geriert der Protagonist im „mikrokosmischen Überlebenskampf“ als „Menschheitsrepräsentant“ (Torke 2011: 29) zum Handwerker, Bauern, Jäger und schließlich Regenten über das Eiland. Tiere werden domestiziert und die Natur in Totum subordiniert. Damit der Held gerade inmitten des Dschungels sein Menschsein verteidigt, grenzt er sich vom Tier durch seine pflichtbewusste Arbeitsmoral ab, die auf einer „Grammatik des unablässigen *Wachstums*“ (Moretti 2014: 86) beruht. Die gezielte Anwendung von Kulturtechniken, etwa der manuellen Produktion von Geschirr, zeigt die wesentliche Ambition des Werkes: Paradoxal dient die verwaiste Fremde dazu, ein so prototypisches wie mikrokosmisches Zivilisationsdasein herzustellen, welches allegorisch die Entstehung und Ermächtigung des Menschengeschlechts widerspiegelt. „Die Insellage ist [...] zentral für eine Eigenheit, die man als Isolation der Utopie beschreiben kann“ (Schölderle 2012: 13) und bietet die günstigsten Voraussetzungen für ein exemplarisches Gedankenspiel: „Der ideale Staat entsteht zumeist auf einer einsamen Insel, deren Isolation präzise den Anforderungen an einen Laborraum genügt: Experimente haben innerhalb eines ‚special space‘ stattzufinden, der unkontaminiert von außen ist“ (Hahn / Pethes 2005: 128).

Losgelöst vom Rest der Welt, findet der Held mithilfe einer Bibel gleichsam zum christlichen Glauben und erweist sich ganz in diesem Sinne bald schon als Gottes Nachfolger. Die Bezwingung der äußeren Wildnis entspricht der Herstellung eines inneren Gleichgewichts (vgl. Blödorn 2006: 27). Auf einer seiner Erkundungsgänge erlegt er „einen großen Vogel, der am Rande eines ausgedehnten Waldes auf einem Baum saß. Aus seinem Gewehr stammte dieser erste Schuss, der seit den Tagen der Erschaffung der Erde auf der Insel fiel“ (Defoe 1976 (1719): 59). Mit dem Hinweis auf die Schöpfungsmetaphorik nimmt der Südseebewohner die Position eines allmächtigen Richters über Leben und Tod ein. Seither wohnt der Robinsonade, insbesondere jenen Ausprägungen des 18./19. Jahrhunderts, ein imperialer wie expansiver Gestus inne (Torke 2011: 35).

Obleich die Mittel des Protagonisten begrenzt sind und dessen gesamtes Handeln dem Nützlichkeitsvorbehalt zum Zwecke der Überlebenssicherung untersteht (vgl. Moretti 2014: 59), verwirklicht sich in der verlassenen Ferne die „Utopie des Von-vorn-Anfangens außerhalb der Kulturwelt“ (Rehm / Kohlschmidt 1977: 467f.). Dies ermöglicht eine nahezu grenzenlose Freiheit auf dem Eiland. Würde man Letztere mit Willkür verwechseln, dürfte kaum an eine erstrebenswerte Gesellschaftsformation zu denken sein. Vielmehr verbindet Robinson mit seiner herausragenden Stellung bald schon ein ausgeprägtes Verantwortungs-bewusstsein, das sich zunächst gegenüber seinen domestizierten Tieren, später gegenüber Freitag, einem von ihm aus den Fängen der Kannibalen geretteten Indigenen, offenbart. Mit dem Auftritt eines menschlichen Gegenübers bildet Defoe die Keimzelle einer Gemeinschaft, deren Möglichkeitsanlage prozesshaft zu einem Idealstaat ausgebaut werden könnte (vgl. Blödorn 2006: 31, 51). An dieser Vorstellung orientiert, kultiviert der Geist der Humanität und Menschenwürde die „schreckliche Insel“ (Defoe 1976 (1719): 92), worin sich der „Kulturgang der Menschheit“ (Wilpert 1989: 780f.) abzeichnet. Zwar fixiert dessen Grundlagenwerk noch einen durchaus genretypischen, kolonialen Impetus (vgl. Torke 2011: 29), insofern beispielsweise von der „Unterwerfung und Ergebenheit“ (Defoe 1976 (1719): 187) Freitags, der zuvor den zivilisatorischen Antagonisten, den „Wilden“ (ebd.: 44) und „Barbar[en]“ (ebd.: 199) die Rede ist. Gleichwohl nutzt Robinson seine Macht vornehmlich, um die Tugend zu pflegen. Die Präsenz des Anderen „dient vorwiegend der Verfestigung des Normierten“ (Torke 2011: 39). So schreibt Freitag seinem Meister zu: „Du machen große Menge Gutes da“ (Defoe 1976 (1719): 201). Nachdem der Inselherr ebenfalls dessen Vater sowie einen Spanier auf die Insel retten kann, finden sich zudem drei religiöse Zugehörigkeiten vertreten: Robinson nebst seinem Begleiter sind protestantisch, der Vater heidnisch und der Spanier katholisch. Der auf dem Südseeterrain gelebten Glaubensfreiheit mag man vor dem Hintergrund der zur Zeit des Erscheinens des Romans aktuellen Hugenottenverfolgung in Frankreich (vgl. Stach 1999: 123) durchaus utopische Züge attestieren. Diese sorgen dafür, „dass die Gegenwart ideologiekritisch im Lichte eines noch nicht realisierten Zustandes gesehen werde“ (Rohgalf 2015: 17), der sich erst in einem anderen Ort denken lässt.

Robinson entwickelt in dem brachialen Urgebiet ergo in summa trotz seines sich im Eigentums- und Herrschaftsanspruch über die Insel äußernden usurpatorischen Habitus' (vgl. Defoe 1976 (1719): 215) einen Ethos, befreit eine Schiffsbesatzung von Meuterern, erweist sich als gerechter Richter über die Abtrünnigen und reformuliert damit im humanistischen Verständnis den menschlichen Gründungsmythos. Diese Entwicklung zeugt von einem allmählichen Ineinander subjektiver wie kollektiver Transzendierung zum Besseren:

Das Utopische [...] besteht vielmehr in der Vorstellung, das auf sich selbst zurückgeworfene Individuum könne sich in Auseinandersetzung mit einem ursprünglichen Naturzustand zu einem idealen, tugendhaften und gottesfürchtigen Menschen selbst erziehen – und damit die Voraussetzung für eine ideale Gesellschaft schaffen (Blödorn 2006: 35).

Geradezu in klassischer Weise kristallisiert sich der Prototyp einer utopischen Gemeinschaft heraus: Solcherlei ideale Arten des Zusammenlebens kennen „so gut wie keinen sozialen Wandel. Sie sind statisch und konfliktfrei. Wo keine Kräfte von außen wirken, fehlen soziologische Prozesse und damit gesellschaftliche Dynamik.“ (Schölderle 2012: 14) Bei Ausblendung denkbarer Störfaktoren skizzieren sie einen auf Vernunft basierenden Modellraum (vgl. ebd.), der sich optimalerweise auf die Inselfläche projizieren lässt. „Die Phantasien, die sich an die paradiesische Inselwelt heften, sind dann zu verstehen als der tiefe Wunsch nach einem harmonischen Raum des Glücks und verbinden sich mit Schlagworten wie Exotismus und Eskapismus“ (Torke 2011: 30).

Der in Defoes Text angelegte gesellschaftliche Möglichkeitshorizont kommt noch stärker in der didaktischen Ausformung der Robinsonfigur in Joachim Heinrich Campes Realisierung „Robinson der Jüngere“ zum Tragen. Die Ambition dieses Arrangements hat die Erziehung des Lesers zum eigenständig handelnden Subjekt im Sinne. Als Aufklärer animiert der Autor mittels literarischer Veranschaulichung zu kritischem Geist. Vor diesem Hintergrund reiht sich auch sein Werk in die Tradition der Utopien ein und rückt sie in den Horizont einer zeittypischen Pädagogik zur Mündigkeit: So gelten diese als „fortan rationale Fiktionen menschlicher Gemeinwesen, die in kritischer Absicht den herrschenden Missständen gegenüber gestellt sind“ (Schölderle 2012: 17). Joachim Heinrich Campes gerade einmal fünfzig Jahre nach Defoes Schlüsselwerk erschienene Robinson-Version von 1779/80 verhilft – bildlich gesprochen – dem utopischen Saat zu voller Blüte. Da seinem Protagonisten nicht einmal die Hilfsmittel eines gestrandeten Wracks zur Verfügung stehen und er sämtliche Werkzeuge eigenständig anfertigen muss, scheint er zunächst weitaus verlorener als sein archetypischer Vorläufer. Die zu entwickelnde Ordnung entsteht daher aus einem evolutionären Nullpunkt heraus. Hierin sucht sich der Held von Anfang an vom Tier abzugrenzen, woraus sich ein vernunftbasiertes Menschenbild herauskristallisiert:

Der Hund handelte unvernünftig, weil er nur seiner Begierde folgte, ohne zu überlegen, ob er das, was er haschen wollte, auch wirklich erlangen könne. Der

Ackermann aber handelte vernünftig, weil er mit großer Wahrscheinlichkeit hoffen kann, dass er mehr Korn wieder bekommen werde, als er ausstreuete (Campe 1991 (1779/80): 194).

Diese Differenzierung weist auf das neuzeitliche Menschenbild hin, welches auf Entwicklungsfähigkeit, Einsicht und Abstraktionsvermögen beruht. Diesem aufklärerischen Wesenszug und „pädagogischen Optimismus“ (Hahn / Pethes 2005: 131) verpflichtet, setzt Campe auf eine wirksame Lesersprache. Neben seinem von humanistischen Grundüberlegungen geprägten Vorwort löst vor allem die Struktur des Werkes, insbesondere das Wechselspiel zwischen Extra- und Intradiegesis, die unmittelbare Appellfunktion ein. Während Letztere die Binnenerzählung um die weitestgehend klassische Robinson-Geschichte nachzeichnet, hält Erstere zur direkten Reflexion des Geschehens an. Auf dieser Ebene liest ein Vater seiner Kinderschar allabendlich einen Passus aus den Robinson-Abenteuern vor, wobei der Hauptfokus dabei stets auf der Vermittlung von Weltwissen und ethischen Grundsätzen liegt. Sowohl die Kinder im Buch als auch der Leser, welcher dem didaktischen Manöver folgt, sollen durch das Anschauungsmodell zu einem so gereiften wie autonomen Subjekt avancieren. Die literarisch angeleitete Erziehung steht somit von Beginn an im Zeichen der Vervollkommnung des Menschen (vgl. Blödorn 2006: 43).

Eine anfängliche Strategie des Erzählers besteht darin, den jungen Zuhörern im Bewusstsein von Robinsons Mangel eine Wertschätzung dessen zu vermitteln, was ihre Lebenswelt ausmacht. Gold und Luxus werden für den lediglich am bloßen Überleben orientierten Schiffsbrüchigen unwichtig (vgl. Campe 1991 (1779/80): 105), die abwesende Gesellschaft zum ersehnten Ort. Die protestantische Konjunktion „Gebet und Arbeit“ (ebd.: 150) setzt eine zum Gutenweisenden Entwicklung des Helden frei. Wie Defoes Archetyp geht auch aus Campes Hauptfigur bald schon ein gestandener Inselherr hervor. Das „klägliche[n] Einsiedlerleben“ (ebd.: 197) bietet den Freiraum, sich eigene Regeln zu schaffen, die später mit den sonstigen bekannten Gefährten Robinsons auch zur Konstitution einer zu Lebzeiten des Autors sozialutopischen Gemeinschaft dienen. Freitag ist der erste, dem die Anthroposophie des Solitärs zuteil wird. Über dessen Rettung heißt es: „Unser Held, dem es mehr um einen Freund als um einen Sklaven zu tun war, hob ihn liebevoll auf und suchte ihn auf jede nur mögliche Weise zu überzeugen, dass er nichts als Gutes und Liebes von ihm zu erwarten habe“ (ebd.: 219). Wohingegen ein Ende der Sklaverei zur Zeit der Publikation von „Robinson der Jüngere“ nicht abzusehen war, entwirft Campe visionär eine experimentelle Ordnung mit aufklärerisch-tugendhafter Grundausrichtung. Robinson wird als „wirklicher König“ beschrieben, Freitag als „Untertan“ mit zugleich mehreren Hoffunktionen (vgl. ebd.: 230f.). Wie schon bei Defoe wird ebenso in diesem mikrokosmischen Staatsgebilde, das sich anfangs ebenso aus Freitag, dessen Vater sowie dem Spanier zusammensetzt, ein religiöser Pluralismus toleriert (vgl. ebd.: 349ff.). In seinem „Reich“ (ebd.: 357) regt er seine gewonnenen Begleiter dazu an, „des Guten immer mehr zu machen unter euren Brüdern, zur Freude und Glückseligkeit rund um euch her zu verbreiten“ (ebd.: 360). Was der bisherige

Alleinherrscher des Eilands beabsichtigt, soll institutionell in einer „Ratsversammlung“ (ebd.: 361) zum Leben erweckt und gepflegt werden. Demokratische Frühanelihen und das Bild einer konstitutionellen Monarchie deuten sich an. Näheres zur Bestimmung des gemeinschaftlichen Rahmens legt ein verfassungsähnlicher Regelkatalog fest: Abstrakt gefasst, fordert er Loyalität, Frieden, Tugendhaftigkeit, Solidarität und Respekt gegenüber geltendem Recht ein (vgl. ebd.: 363). Diese Ansätze nehmen gesellschaftspolitische Bewegungen vorweg, die im Ziel trotz der herausragenden Stellung des Helden als Inselregent auf eine Stärkung von Partizipationsmöglichkeiten hinauslaufen und im Rahmen der extradiegetischen Vermittlung nach Blödorn eine Utopie „biedere[r] Art in der Aufmerksamkeit und Lernbereitschaft tugendhaft arbeitsamer und gefügiger Kinder“ (Blödorn 2006: 44) als Subjektivierungsprozess realisiert.

Als kritisches Moment gegen die utopische Tendenz der Robinsonade führen Kritiker an, dass die instituierten Systeme auf den Südseeinseln lediglich Kopien zivilisierter Staatsgebilde seien. Dem widerspricht jedoch zumindest in Teilen die empirische Historiografie, insofern in der Südsee gespiegelte Gesellschaftsvisionen oftmals noch weit von der geschichtlichen Wirklichkeit entfernt sind. Wie die Forschung zurecht betont, greift das Genre vielmehr Defizite innerhalb der sozialen Realität auf, um diese in den Isolationsszenarien zu überwinden. Bei Campe deutet sich etwa eine vom Geist der Liberalität, Sittlichkeit und Vernunft geprägte Ordnung an, wie sie im absolutistischen 17. Jahrhundert nicht vorzufinden war. Da die Robinsonade somit in vielen Fällen über den Status quo der sozialen Wirklichkeit hinausweist, dürfte sie als transzendentes Genre zu bezeichnen sein. Sie überschreitet die Grenze des Möglichen in einem extrazivilisatorischen Rahmen, um dort letztlich ein neues Sozialgefüge zu etablieren.

Zwischen Atomkrieg und Kulturpessimismus – Robinsonade als Anti-Utopie

Im Schatten zweier Weltkriege machen sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts signifikante Verdunkelungstendenzen in der Verarbeitung des Robinson-Motivs bemerkbar. Die Angst vor den Kannibalen und den Verwerfungen der unwirtlichen Natur ist der Furcht vor einem durch technologische Waffengewalt evozierten Weltuntergang gewichen, welcher als dystopische Vision insbesondere auf den Ost-West-Konflikt, das Gleichgewicht des Schreckens zwischen der USA und der Sowjetunion, abzielt.

Friedrich Dürrenmatts Hörspiel „Das Unternehmen der Wega“ (1958) erzählt wie auch sein bekanntes Drama „Die Physiker“ von den Folgen eines zerstörerischen Fortschritts. „Der kalte Krieg lässt sich nicht mehr verlängern, ein Friede ist unmöglich, die Notwendigkeit, einen Krieg zu führen, größer als die Furcht vor ihm. Die freien verbündeten Staaten Europas und Amerikas stehen Russland und dem verbündeten Asien, Afrika und Australien gegenüber“ (Dürrenmatt 1958: 13), so Wood, ein Mitglied der amerikanischen Delegation, die sich mit dem Raumschiff Wega auf den Planeten Venus begibt. Um sich Verbrechern, „moralisch minderwertig[em] Material“ (ebd.: 14) wie gleichsam politischer Dissidenten zu entledigen, wird dieses extraterritoriale Gebiet „seit zweihundert Jahren als Strafkolonie verwendet“ (ebd.: 13). Die Exilanten sollen nun im

sich anbahnenden Konflikt Partei beziehen und sich auf die Seite des Westens schlagen. Allerdings lassen die lebensfeindlichen Umstände dieser Topografie kaum eine politische Meinungsbildung zu. Das Südseeidyll hat sich in einen halt- und landlosen Ozeanplaneten verkehrt. Wer dort überleben will, muss sich inmitten der reißenden See und bei sägender Hitze als Solitär auf einem Schiff buchstäblich über Wasser halten. Die Verlassenheit ist somit eine doppelte: Einerseits sind die Ausgegrenzten schon auf dem Planeten einsame Objekte, andererseits nimmt sie galaktische Züge an, da die Kontaktverbindung zur Erde vollends gekappt ist. Die sozialutopische Kollektivierung eines auf einen Idealzustand zustrebenden Staates wird somit von Anfang an ad absurdum geführt, weswegen ebenso die Gespräche zwischen der irdischen Botschaftergruppe und einer mehr oder weniger zufällig ausfindig gemachten U-Boot-Besatzung nicht das gewünschte Ergebnis erbringen. Denn wie die angereisten Bürokraten konstatieren, gibt es „auf der Venus keinen Staat vor[zu]finden, der als juristische Person auftreten könnte“ (ebd.: 23). Da der Planet aufgrund der defizitären Kommunikationsstruktur vorerst neutral und unpolitisch bleibt und am Ende des Austausches lediglich als potenzielle Gefahr gilt, beschließen die Abreisenden schließlich die Enklave mit einer Bombe zu zerstören.

Obgleich die Existenzbedingungen in der außerirdischen Fremde keineswegs hoffnungsversprechend sind, sondern gar jedwede Voraussetzung einer Gemeinschaftsbildung konterkarieren, äußert sich der antiutopische Charakter nicht primär in der Beschaffenheit der Topografie oder dem konkreten Mangel an menschlichen Kontakten. Denn das Zusammenleben erscheint den Bewohnern der Venus trotz aller Widrigkeiten reichhaltiger und sinnstiftender als auf der indessen dekadenten Herkunftswelt. „Obwohl ohne Häuser in unserem Sinne, obwohl in unerträglicher Hitze und in ständiger Gefahr, sind die Bewohner der Venus freier und wahrscheinlich glücklicher, jedenfalls als Individuen autonomer als die zivilisierten, durch Zwänge der Politik eingeschränkten Erdenbewohner“ (Jablkowska 1993: 218). Der blaue Planet gilt den Verbannten als heuchlerisch und ungerecht: „Die Erde ist zu schön. Zu reich. Ihre Möglichkeiten sind zu groß. Sie verführt zur Ungleichheit. Auf ihr ist Armut und Schande, und so ist sie geschändet.“, bekennt einer der Bewohner der Venus, „einem Paradies, das die Hölle ist.“ (Dürrenmatt 1958: 39) Wohingegen das Exil Ehrlichkeit und Gleichheit auszeichnen, schildern selbst die Diplomaten ihren Lebensraum als verkommen: „Viele Regierungen, mit denen wir auf der Erde verbündet sind, bestehen aus Verbrechern“ (ebd.: 26). Dass die Delegation vor ihrer Rückkehr vorgibt, die Venus nicht zu zerstören, zeigt die Verlogen- und Korruptiertheit einer aller Maßstäbe enthobenen Polit-Elite. Die Dystopie scheint demzufolge paradoxerweise der erstrebenswerte Zustand zu sein. Die in ihr verdeckte utopische Keimzelle versteht sich als „Vehikel der Kritik im Namen eines besseren Lebens“ (Rohgalf 2015: 15). Das Dasein auf dem endzeitlichen Himmelskörper ist das geringere Übel gegenüber einem irdischen Scheinparadies. Ihre eigentliche Bedeutung kommt ihr aber im Verdikt einer gescheiterten Diplomatie zu. Die soziale Gemeinschaft der Robinsonade basiert auf Kommunikation, die hierin längst durch den Austausch der Gewalt wie auch Mechanismen der Exkludierung substituiert ist.

Nutzt Dürrenmatt für seine endzeitliche Schreckensvision eine eindeutige Bildsprache, deutet sich die dystopische Wende in Marlen Haushofers weiblicher Robinson-Variation „Die Wand“ eher hintergründig an. Hierin wird man infolge des Untergangs der Zivilisation nicht einer insularen, sondern einer in heimischen Gefilden stattfindenden Isolation gewahr (vgl. Torke 2011: 33). Nachdem die Ich-Erzählerin während eines Ausflugs in den Bergen das Jagdhaus eines Freundes bewohnt, versperrt ihr eine rätselhafte, transparente Wand inmitten der Landschaft die Rückkehr in ihr bürgerliches Leben. Von ihrem „Waldgefängnis“ (Haushofer 1983: 17) ausgehend, nimmt sie lediglich eine erstarrte Außenwelt wahr, deren Bewohner offenbar gestorben sind. Ihr vereinsamtes Dasein gleicht dem einer Übriggebliebenen, ihre Umwelt jenseits der unsichtbaren Barriere einem postapokalyptischen Territorium. Die mögliche Ursache deutet die weibliche Robinson-Figur mehrfach an: „Damals war immerzu die Rede von Atomkriegen und ihren Folgen, und das bewog Hugo dazu, sich in seinem Jagdhaus einen kleinen Vorrat von Lebensmitteln [...] einzulagern“ (ebd.: 10). Dass auch die Existenz der Wand auf der Annahme basiert, „sie wäre eine neue Waffe, die geheimzuhalten einer der Großmächte gelungen war“ (ebd.: 41), ruft zweifelsohne den Kontext des Kalten Krieges auf.

Da die Gesellschaft augenscheinlich eliminiert wurde und jedwede Aussicht auf Rückkehr in die Zone des einstigen kollektiven Zusammenlebens obsolet erscheint, muss sich das schreibende Ich gemäß der Genrekonventionen in der Natur bewähren. Sichtlich bringt Haushofer damit eine neue Gender-Komponente ein und perspektiviert die Natur aus einem femininen Standpunkt. Ihre Protagonistin sympathisiert weder mit der männlich codierten Jagd, die für sie eher ein unvermeidliches Übel zum Überleben darstellt, noch mit dem ohnehin patriarchalen Herrschaftsgestus der Robinson-Helden. Ihre tierischen Begleiter werden zu Koexistenzen und Freunden gleichermaßen. Die Autorin opponiert „gegen die ideologische Reduzierung der Frau auf ein bestimmtes Rollenmodell, dessen Einengungscharakter anhand des Inselszenarios veranschaulicht wird“ (Torke 2011: 194). Gegenüber der männlichen Potenz setzt sie auf einen Naturumgang im Geiste der Integrationsfähigkeit und des Respekts.

Die bisherige „Isolation im Gepräge der 'männlichen'-hierarchischen Anonymitätsgesellschaft“ (ebd.: 194) lehnt die sich emanzipierende Heldin innerhalb der ursprünglichen Umgebung ab, wodurch es zu einer Engführung aus weiblicher und der ökologischer Naturhaftigkeit kommt (vgl. ebd.: 80): „Es rächt sich jetzt, dass alles Raubzeug längst ausgerottet worden ist und das Wild außer dem Menschen keinen natürlichen Feind mehr hat.“ (Haushofer 1983 (1963): 102) Der Mensch gilt ganz im Sinne des Hobbes'schen Weltbildes als Störfaktor in Flora und Fauna, wobei auch die Wirklichkeit im Wald keinem romantisierenden Klischee gerecht wird. Im Gegenteil: „Ich glaube, es hat nie ein Paradies gegeben. Ein Paradies könnte nur außerhalb der Natur liegen, und ein derartiges Paradies kann ich mir nicht vorstellen.“ (ebd.: 78) Die Herausforderungen des Alltags an die Waldbewohnerin führen jedoch zu keinem Selbstverlust, sondern heben die Entfremdung des Menschen von der Schöpfung auf. „Es

gab keine Sicherheit in meiner Welt, nur Gefahren von allen Seiten und harte Arbeit. Es war mir auch ganz recht so; der Gedanke an das, was in der letzten Zeit aus mir geworden war, ekelte mich an.“ (ebd.: 255) Distanzierung und Wandlung der Figur sind unmittelbar an die Topografie geknüpft:

Ihre Erinnerungen an das Leben vor der Katastrophe führen die Erzählerin zurück zu einer bürgerlichen Durchschnittsfrau, die stets versuchte eine gute Mutter und Ehefrau zu sein. Die post-gesellschaftliche Atmosphäre ermöglicht es ihr, auf dieses einstige ‚Ich‘ einen kritischen Blick zu werfen. (Torke 2011: 198)

Der Isolationismus trägt zur inneren Befreiung und Findung des Ego bei, obgleich es seiner sozialen Verortung völlig beraubt ist. Wie bei Dürrenmatt bleibt auch in dieser modernen Robinsonade am Ende die gesellschaftliche Versöhnung aus. Die Menschheit hat sich selbst ausgelöscht und ihre abendländische Wertetradition, welche allen voran die klassische Robinsonade gründiert, aufgegeben. Das Scheitern einer gesellschaftserneuernden Utopie fußt auf einem zutiefst kulturpessimistischen Menschenbild. Zwar mag das Gleichgewicht der Welt im Einzelnen wiederhergestellt werden, der Preis dafür ist jedoch ungemein hoch: Die finsternen Robinsonaden des 20. Jahrhunderts lassen daher nur die Flucht in die Einsamkeit zu.

Kokovorismus, Mythenkreation und Frauenstaat – Inselutopien im Zeichen der Persiflage

Sowohl Gerhard Hauptmann als auch Christian Kracht leben in epochalen Kontexten, welche zumindest in Teilen große Skepsis gegenüber utopischen Denkbewegungen kennzeichnet. In seiner bissigen Persiflage „Die Insel der großen Mutter oder das Wunder von île des Dames. Eine Geschichte aus dem utopischen Archipelagus“ (1924) entwirft Ersterer, der naturalistische Autor par excellence, die Vision einer insularen Frauenrepublik. Als Schiffsbrüchige außerhalb der zivilisierten Ordnung, werden sich die Amazonen mehr und mehr bewusst, dass „die subtilsten Probleme, die uns schlaflose Nächte gemacht haben, mit einemmal gelöst worden sind.“ (Hauptmann 1924: 21) Das politische Joch des Patriarchats scheint nun gänzlich überwunden und der weiblichen Emanzipation keine Grenzen mehr gesetzt. „Das utopische Moment zielt auf autarke, stabile Frauengesellschaften und –figuren, die einer Gegendarstellung zu der faktischen und konzeptuellen Nachordnung der Frau in den abendländisch-patriarchalischen Gesellschaften gleichkommt.“ (Torke 2011: 57f.)

Entgegen der anthropozänen Unterwerfung der Natur wie in der klassisch-männlichen Robinsonade sind die kultivierten Repräsentantinnen der bürgerlichen Gesellschaft dieser Südseegeschichte darum bemüht, an den „Busen der Natur“ zurückzukehren und die „Kulturschminke“ (Hauptmann 1924: 23) abzulegen. Das Femininum wird im Dschungel nicht maskiert, sondern zum gesellschaftlichen Paradigma hypostasiert. Den Gestrandeten ist es ein Anliegen, die „weibliche Personifikation des Göttlichen der männlichen vorzuziehen“ (ebd.: 44) und eigene Mythen und Kulte jenseits patriarchal geprägter Welterklärungsmodelle zu entwickeln.

Im Zuge dessen polemisiert Hauptmann okkulte Praktiken und Gründungsmythen der „Wunderinsel“ (ebd.: 85). Die mehrfach anzutreffende esoterische Sprechweise liest sich als die ironische Dekonstruktion eines aus Sicht des Autors epigonal-mystischen Kunstverständnisses des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Dabei kleiden sich basale Triebkräfte im kollektiven Unbewussten der Frauengemeinschaft in pseudospiritualistische Messianismen. Nachdem die Eiland-Bewohnerin Babette schwanger wird, richtet sich der Verdacht zunächst auf den fünfzehnjährigen Phaon, das zu Beginn einzige männliche Subjekt im Frauenstaat und Sohn der Bewohnerin Rita. Die wahren Begebenheiten bleiben seitens des Erzählers ungewiss, der Leser dürfte sich schmunzelnd seinen eigenen Teil denken. Ausgehend von der neuartigen Situation

entstehen zwei kontroverse Gruppen. Realitätsbewusstsein und mystisch-mythische Vision [...]. Um die innere Sicherheit der Republik zu wahren, entscheidet man sich für eine mystisch-mythische Version. Es wird ein Grundgesetz verabschiedet, das die Suche nach der Vaterschaft prinzipiell verbietet (Stach 1999: 127).

Ihre Schwangerschaft nutzt Babette daher zu einer von Hauptmann humorvoll gezeichneten Selbstinszenierung. Angelehnt an die Maria-Ikonografie gibt sie kund: „Ich trage den Sohn eines Gottes, den Friedensfürsten der Welt, in meinem Schoss“ (Hauptmann 1924: 86). Die Zeugung, welche im Sinne des matriarchalen Weltbildes auf keiner Vereinigung mit einem männlichen Pendant beruhen kann (aber paradoxerweise einen männlichen „Heiland und Erlöser“ (ebd.: 103) hervorbringen soll), wird in eine grotesk-religiöse Narration „übernatürliche[r] Ereignis[se]“ (ebd.: 87) eingebettet. Mit der Geburt bald schon mehrerer Kinder schaffen sich die Mütter eigene Erklärungsmythen, die zugleich die „(geschlechtstypologische) Utopie“ (Torke 2011: 120) einer femininen, göttlich berufenen Empfängnisgesellschaft realisieren. Die Frauen empfinden sich innerhalb des theatralischen Settings als jungfräuliche Auserwählte in einem „neuen Eden“ (Hauptmann 1924: 127). Im Kontrast zur Lehre des Katholizismus, der an der „Verachtung des Weibes zugrunde gegangen sei“ proklamiert der Amazonenstaat das „Weltreich der Mütter“ (ebd.: 233), das Paradies der weiblich besetzten Liebe.

Während gerade die intellektuelle Elite der „fanatischen Frauengemeinschaft“ (Torke 2011: 127) einen mystischen Locus amoenus heraufbeschwört, tun sich durch die ironische Inszenierung (vgl. ebd.: 120) zunehmend Risse in der Patina dieser artifiziellen Konstruktion um die Vereinigung des weiblichen Körpers mit göttlichen Mächten auf. Darunter liegt die verdrängte Wirklichkeit sexueller Gier und heimlicher Phallusverehrung. „Die Theologisierung der Inselwelt wird damit zu einem Karneval des Glaubens“ (ebd.: 131). Die „Unantastbarkeit unserer höchsten Mysterien“ steht dem Eingeständnis gegenüber, „dass das Glaubensproblem bei uns in einer Beziehung wirklich schwierig wird, dort nämlich, wo der Glaube dem unvermeidlichen Augenschein der Wirklichkeit, der augenscheinlichen Wahrheit geradezu widerspricht“ (Hauptmann 1924: 194). Die mit dem zunehmenden Wachstum der Insel anbrechende Ära der „Lebensfreudigkeit“ (ebd.: 221) gerät somit in Legitimationsnöte und verstrickt sich in brüchigen Lügengebäuden.

Die utopische Erneuerung, primär beruhend auf einer radikalen Negation der realen Verhältnisse, findet zuletzt ihr Ende in einem Konflikt der Geschlechter. Um an den zum Dogmatismus geronnen Grundsätzen der vormals weiblich-reinen Kommune festzuhalten, werden die heranwachsenden Männer exkludiert und in ein streng abgesondertes Territorium verbannt. Dort „entwickelt sich eine eigene Kultur, die auf Rationalität und Erfindergeist, auf Herrschaftswissen gründet und die Kulturgeneese kurz durchläuft [...]. Der Entwicklungstrend im Mannland geht eindeutig in Richtung ‚Finsterland‘, das ist ‚Europa‘“ (Stach 1999: 127), von dessen patriarchalen Systemen sich die Damen bewusst abzusetzen bemüht sind. Wo man sich „über Nahrung und Notdurft [...] wenig Sorgen zu machen“ (Hauptmann 1924: 346) brauchte und die Vorstellung vom insularen Schlaraffenland aufkommt, bahnen sich nun Raserei, Wahn und Psychosen, eine Mixtur unausgelebter Leidenschaften der einen, und sich in Fundamentalismus manifestierende Gesellschaftskonventionen Raum. Die Utopie einer ausschließlich weiblichen Lebensgemeinschaft entpuppt sich – Torke weist hier auf die durchaus berechnete Beobachtung einer „misogyne[n] Stoßrichtung“ (Torke 2011: 121) hin – als Chimäre. Stach sieht hierin die „Konturen eines utopischen Staatsgebildes umrissen“, führt allerdings primär den Aufstand der Männer als Ursache für dessen Verfall ins Feld: „Erst die Überwindung durch feindlich-freundliche Mächte löst diesen Staat auf“ (Stach 1999: 128). Vielmehr scheint jedoch die Rebellion eine Reaktion auf die Separierung vonseiten der Frauenrepublik zu sein, weswegen die Gründe eher im Inneren, dem Horizont einer genuin femininen Gesellschaft mit ihren letztlich unhaltbaren Mythenerfindungen, zu suchen sind.

Hauptmann nutzt seine Robinsonade offensichtlich als eine Abrechnung mit seiner Epoche. Wohingegen zum Zeitpunkt des Erscheinens seines Prosawerkes auf der einen Seite das Jahrzehnt des Expressionismus und damit auch dessen messianischer Ausprägung hinter ihm liegt, wirkt die Gegenwart und nahe Zukunft von ideologischen Heilsversprechungen linker und rechtsnationaler Provenienz, ja, vom Geist der Dualismen (vgl. Torke 2011: 131), durchdrungen. Der Gedanke eines wahren Aufbruchs sowie einer Nivellierung sozialer Verhältnisse in der Fremde wird in dieser Robinsonade, „die eine Satire auf die Utopie schlechthin, die literarischen Sehnsüchte nach Paradiesen, goldenen Zeitaltern, Gärten der Hesperiden etc. ist“ (Jabłkowska 1993: 210), ad absurdum geführt. Das scheinbar Andere und Neue sozialutopischer Gestalt demaskiert Hauptmann lediglich als religiöse und politische Epigone.

Die zunehmende Skepsis der Moderne gegenüber gesellschaftsvisionären Systemen weitet sich in der relativistischen Postmoderne in eine Gleichgültigkeit gegenüber jedweden Erlösungshoffnungen aus. In den Fokus rückt eine „Zeit, in der in erster Linie von der Erschöpfung der politischen Imagination die Rede ist“ (Rohgalf 2015: 2). Christian Krachts Robinson-Persiflage „Imperium“ ironisiert daher das utopische Potenzial des Subgenres. Den Leser führt die Geschichte in das Zeitalter des Kolonialismus. Anfangs des 20. Jahrhunderts reist der bekennende Vegetarier und Nudist August Engelhard nach

Deutsch-Neuguinea, wo er beabsichtigt eine Plantage zu erwerben. Auf einer Insel begründet er den Kult des Kokovorismus – einer allein auf dem Verzehr der Südseefrucht basierenden Ernährungsweise. Dieser unorthodoxe Asketismus instituiert einen eigensinnigen Gesellschaftsentwurf, der sich selbst in der Berichterstattung europäischer Zeitung niederschlägt:

Man habe unter Palmen ein nacktes kommunistisches Utopia geschaffen, die scheinbare Libertinage aber unter die gültige Sittlichkeit der heilsam leuchtenden Tropensonne und der unvergleichlich wohlschmeckenden Kokosnuss gestellt – und man solle nur rasch zu Besuche kommen, da man in Engelhardts Sonnenorden von jeglicher Zivilisationskrankheit geheilt werde (Kracht 2012: 161).

Im Verzicht auf Fleisch avisiert der Protagonist ein friedliches, mitleidsfähiges Menschenbild. So werden die „Eigeborenen [...] vegetarisiert“ (ebd.: 121) und europäische Jünger für die gute Sache gewonnen. Die „heilige[n] vegetarische Sache“ (ebd.: 109) steht jedoch im Laufe der Jahre unter negativen Vorzeichen. Kracht entwirft das Gemälde einer historischen Periode, welche sich in Extremen zwischen wilhelminischen Großmachtsanspruch und Antisemitismus verliert (vgl. ebd.: 127). Obgleich sich Krachts Robinson-Figur in der von Europa weit entfernten Enklave von allen Vereinnahmungen und hegemonialen Bestrebungen loszusagen sucht, scheint seine insulare Existenz nicht von der Außenwelt getrennt bleiben zu können. Mit Auckens, einem aus Deutschland stammenden Anhänger des vegetarischen Welterneuerungsansatzes, zieht beispielsweise eine unkontrollierbare Kraft auf das Eiland. Äußert dieser, „Die Homosexualität sei der eigentliche, der wahrhaftige Zustand des Mannes, die Liebe zur Frau hingegen ein absurdes Erratum der Natur“ (ebd.: 125), lässt es nicht lange auf sich warten, bis er seinen homoerotischen Trieben in der Vergewaltigung von Engelhardts jungem Mitarbeiter Makeli Ausdruck verleiht. Indem ihn der Autor durch seinen Protagonisten erschlagen lässt, stellt er Engelhardts ideologisches Fundament der Gewaltfreiheit ironisch infrage. Die paradiesische Unschuld entpuppt sich als unhaltbar, der gesellschaftsutopische Impetus als nicht zu realisierende Illusion. Besonders als Krachts tragischer Held nur aus Gnade einer Ermordung entrinnt, scheint der Einfluss einer maroden Zivilisation selbst die Südsee zu erfassen. Der indessen zum Irrsinn tendierende Träumer Engelhardt, den man als „Attraktion“ bald schon wie „ein wildes Tier im Zoo besucht“ (ebd.: 229), vermutet, „dass die ganze Misere des Scheiterns seiner begnadeten Utopie denjenigen anzukreiden sei, die die Zügel in ihren raffgierigen, vom Mammon bis zur Unkenntlichkeit verkrümmten Händen hielten“ (ebd.: 225). Die Rede vom „zionistische[n] Weltkomplott“ (ebd.: 225) schreibt sich als epochales Signum auch in Engelhardts vermeintlich menschenliebes Weltbild ein. Im Gegensatz zu Georg Diez' im Feuilleton kontrovers aufgenommener These, Kracht mache totalitäres Denken im Mantel popkultureller Leichtigkeit hoffähig (Diez 2012), prononciert das Werk vielmehr das Entstehen von Ideologien auf dem Grund des Radikalismus. Engelhardts bornierter Habitus steht trotz aller tugendhafter Absichten in verwandtschaftlicher Nähe zu den Ismen der klassischen Moderne, zuletzt insbesondere des Faschismus.

Die Persiflage der Utopie äußert sich damit in deren Irrealität. Die robinsonadische Exklusivität birgt in dieser literarischen Position eben nicht den Möglichkeitsraum zur Kreation einer gänzlich neuen Gesellschaftsordnung in sich. Die Globalisierung, wie sie maßgeblich den kolonialen Okkupationen den Weg bereitet, nihiliert den Rückzugsraum. Das insulare Dasein ist unweigerlich Teil einer gewachsenen Welt und kann daher nicht als das Territorium für die Begründung eines gänzlich Anderen dienen. Bezogen auf die Postmoderne nutzt Kracht die Traditionslinie des Genres allerdings allen voran, um seine Gegenwart im Spiegel der Geschichte humorvoll zu analysieren. Nachdem das 21. Jahrhundert mit dem Ende des Ost-West-Konflikts und im Zeichen einer nunmehr grenzenlosen Globalgemeinschaft die ideologischen Interpolaritäten überwunden hat, zeichnet sich die Gesellschaft durch einen rigiden Skeptizismus gegenüber utopischen Erlösungsverheißungen aus. „Imperium“ stimmt daher einen Abgesang auf eine Epoche ohne teleologische Ambition und sinnhaften Überbau an.

Fazit

Selbst wenn die Robinson-Motivgeschichte in äußerst unterschiedlicher Weise auf Utopievorstellungen rekurriert, dürfte die hiesige Skizze gezeigt haben, dass in nahezu allen Variationen zumindest eine Anlage utopischen Denkens vorhanden ist, wobei die Möglichkeiten der Entfaltung von authentischen Sehnsuchtsinhalten bis zu grotesken Komisierungen und Untergangsszenarien reicht.

Indem die behandelten Werke allesamt Abgrenzungsbestrebungen gegenüber einer unerfüllten Realgegenwart unternehmen, zeichnet sich die Robinsonade als ein transzendentes Genre aus. Die Inseltopografien werden durch Poetiken der mentalen und geografischen Grenzüberschreitung erschlossen und sind stets Gegenstand einer literarisch verhandelten Zeitkritik.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

Campe, Joachim Heinrich (1991): *Robinson der Jüngere*, Berlin.

Defoe, Daniel (1976): *Robinson Crusoe*, Gütersloh.

Dürrenmatt, Friedrich (1958): *Das Unternehmen der Wega*, Zürich.

Hauptmann, Gerhart (1924): *Die Insel der Großen Mutter oder das Wunder von île des Dames*, Frankfurt am Main.

Haushofer, Marlen (1983): *Die Wand*, 3. Aufl., Hamburg, Düsseldorf.

Kracht, Christian (2012): *Imperium*, Köln.

Sekundärliteratur:

Blödorn, Andreas (2006): „Erzählen als Erziehen. Die Subjektivierung der Utopie und die Selbstreflexion der Aufklärung in den Robinsonaden Defoes, Campes und Wezels“, in: Bernáth, Árpád / Hárs, Endre / Plener, Peter (Hg.): *Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte literarischer Utopien*, Tübingen.

- Diez, Georg (2012):** „Die Methode Kracht. Seit ‚Faserland‘ gilt Christian Kracht als wichtige Stimme der Gegenwart. Sein neuer Roman ‚Imperium‘ zeigt vor allem die Nähe des Autors zu rechtem Gedankengut“, in: *Spiegel Online*, verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-83977254.html> [7.8.2015].
- Hahn, Torsten / Pethes, Nicolas (2005):** „Das zweifache Ende der Utopie. Literatur als Gesellschaftsexperiment in Wezels *Robinson* und Goethes *Wanderjahren*“, in: Krause, Marcus / Pethes, Nicolas (Hg.): *Literarische Experimentalkulturen: Poetologien des Experiments im 19. Jahrhundert*, Würzburg, S. 123-146.
- Jablkowska, Joanna (1993):** *Literatur ohne Hoffnung. Die Krise der Utopie in der deutschen Gegenwartsliteratur*, Wiesbaden.
- Kracht, Christian (2012):** *Imperium*, 3. Aufl., Köln.
- Moretti, Franco (2014):** *Der Bourgeois. Eine Schlüsselfigur der Moderne*, Berlin.
- Rehm, Walther / Kohlschmidt, Werner (1977):** „Robinsonaden“, in: Kohlschmidt, Werner / Mohr, Wolfgang (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Bd. 3, Berlin / New York.
- Rohgalf, Jan (2015):** *Jenseits der großen Erzählungen. Utopie und politischer Mythos in der Moderne und Spätmoderne. Mit einer Fallstudie zur globalisierungskritischen Bewegung*, Wiesbaden.
- Schölderle, Thomas (2012):** *Geschichte der Utopie. Eine Einführung*, Köln, Wien, Weimar.
- Stach, Reinhard (1999):** „Die Robinsonade als Utopie und Traum“, in: *Philobiblon* (43/2), S. 121-134.
- Torke, Celia (2011):** *Robinsonin. Repräsentationen von Weiblichkeit in deutsch- und englischsprachigen Robinsonaden des 20. Jahrhunderts*, Göttingen.
- Ullrich, Hermann (1924):** *Defoes Robinson Crusoe. Die Geschichte eines Weltbuches*, Leipzig.
- Wilpert, Gero von (1989):** *Sachwörterbuch der Literatur*. 7. Auflage, Stuttgart.